

JÜRGEN WIESNER: *Parmenides. Der Beginn der Aletheia. Untersuchungen zu B2-B3-B6*. Berlin-New York 1996. Walter de Gruyter. X + 280 S.

»Was ist also ›Sein‹? Wenn mich niemand danach fragt, weiß ich es; will ich es einem Fragenden erklären, weiß ich es nicht.«
[frei nach Augustinus]

Wiesners Habilitationsschrift schließt an die rege Diskussion an, die in den letzten Jahrzehnten von Autoren wie Gadamer und Hölscher, Mourelatos und Tarán, Kahn und Owen, Heitsch und Mansfeld geführt wurde, und die für eine auf den ersten Blick erstaunliche, letzten Endes aber durchaus berechtigte Neubelebung des Interesses an dem philosophischen Dichter aus Elea gesorgt hat. Wiesner behandelt hier den »Beginn der Aletheia«: jene Fragmente (B2–B7), die auf das Proömium folgen und die parmenideische Seinslehre enthalten und begründen – vor der anschließenden Beschreibung des εἶν im achten Fragment und vor dem Übergang in den Doxa-Teil. Das Vorhaben der aus zwei Kapiteln bestehenden Studie ist klar strukturiert. Im ersten Kapitel sollen drei *Antithesen* herausgestellt werden, die im Gedicht auftreten; im zweiten soll dann die *Argumentation* des Parmenides nachgezeichnet werden, wie sie mittels dieser Antithesen aufgebaut ist.

Die erste Antithese läßt sich in den Versen B2,3 und B2,5 erblicken, wo die zwei berühmten »Wege der Forschung« vorgestellt werden: »der eine (Weg, welcher besagt), (es) ist und kann unmöglich nicht sein« (B2,3), und »der andere (Weg, welcher besagt), (es) ist nicht und muß notwendig nicht sein« (B2,5)¹. Wiesner behandelt allerdings nicht eigens diese Antithese – vermutlich weil sie unter den Interpreten »allgemein akzeptiert ist« (S. 4). Dieses Versäumnis wird sich bald fatal auswirken; überdies zeugt es auch von der Uneigenständigkeit der Vorgehensweise des Autors, die sich dann durch die gesamte Monographie weiter durchzieht. Haufenweise führt er »Konstruktionstypen« und Interpretationsmöglichkeiten an, durchmustert und sortiert, verbindet und widerlegt, um schließlich eine der bisherigen Auffassungen als die treffende zu bezeichnen – meistens die von E. Heitsch. Der Leser hat somit ein fast vollständiges Kompendium der verschiedensten Versinterpretationen vor Augen; allein den Weg zum Gedicht und zu dessen Verständnis muß er sich zumeist selber bahnen. Nun sind vielleicht inzwischen lange Auflistungen und Widerlegungen fremder Vorschläge eben das, was man von der Institution der Habilitation erwartet. Es wirkt aber anstrengend und nahezu quälend, wenn unser Autor alles mit Vollständigkeit anführen und besprechen will, wenn er etwa seitenlang (S. 27–33, 66–71, 96–98 u. a.)

¹ Wir übernehmen hier durchgehend die von Wiesner selbst in seinem Anhang (S. 251–254) angebotenen Übersetzungen.

versucht, Hermann Schmitz (den Meister der Eigen- und Unsinnigkeit unter allen Parmenides-Interpreten) zu widerlegen – darunter dessen Behauptung, im Aletheiateil gebe es nicht zwei, sondern vier »Wege der Forschung«, oder seine Übersetzung von ὄπως οὐκ ἔστιν (B8,9) mit »daß Nichtseiendes nicht ist! Hier schießt Wiesner mit Kanonen auf Spatzen.

Wenden wir uns jedoch seinen Auslegungen im einzelnen zu. Die erste von ihm behandelte Antithese ist jene zwischen B6,1^a und B2,7–8. Für B6,1^a (χρητὸ λέγειν τὸ² νοεῖν τ' ἐὼν ἔμμεναι) listet Wiesner fünf Haupt- und etliche Untertypen von Interpretationen auf (S. 8–19), um sich dann für folgende zu entscheiden: »Es ist notwendig, daß das Sagen und Erkennen von dem, was ist, erfolgt«, bzw.: »Notwendig gibt es Mitteilen und Erkennen von Seiendem«. Statt den Infinitiv ἔμμεναι von χρητὸ abhängig zu machen, würden wir es für natürlicher halten, die Wörter in ihrer Reihenfolge zu belassen, das doppelte τὸ demonstrativ aufzufassen und folgendermaßen zu übersetzen: »nötig ist, dies zu sagen und zu denken, daß ἐὼν ist« – anders als Wiesner (S. 22), würden wir also hierin wohl die »Konstitution des Seienden« erblicken. Wie aber der Verf. an anderer Stelle treffend anmerkt, diese oder jene Lesart als »die natürlichste« zu bezeichnen, kann kein schlagendes Argument liefern. Ebensowenig kann jedoch andererseits als Argument gelten, daß ein Ausdruck wie »Seiendes ist« in B6,1^a unmöglich wäre, weil »abschließend in B8,1–2 wieder ἔστιν in subjektloser Form« vorkommt (S. 22): man darf nicht vergessen, daß Parmenides seinen einen Gedanken des Seins immer wieder, in verschiedenen Variationen und sprachlichen Ausdrucksweisen bekräftigt. Wenn also die auf Shorey (1900) zurückgehende Feststellung Wiesners zutrifft, daß »ἐὼν, ἔστι und εἶναι als sachlich gleichwertig zu betrachten sind« (S. 81), dann macht »Seiendes ist« einen – im Kantischen Sinne – analytischen Satz aus, der mit Notwendigkeit aus dem monolektischen ἔστιν folgt.

Wichtiger als die Konstruktion einzelner Sätze ist allerdings das Erfassen des mit ihnen Gemeinten – in unserem Falle etwa das rechte Verständnis des »Denkens« bzw. »Erkennens« von Seiendheit. Wiesner hat völlig Recht, wenn er von »Graden des Erfassens bei νόος und νοεῖν« im Gedicht spricht und darauf verweist, daß dem »schwankenden« (B6,6) oder »konstitutionsbedingten« νόος (B16,1–2) sicherlich eine andere Rolle zukommt als dem wahrheitstreuen νοεῖν. Man muß also zustimmen, wenn »geistig erfassen« als »hauptsächliche Bedeutung des Verbs« angegeben wird, und νοεῖν deswegen »nur unter bestimmten Voraussetzungen ein mit Wahrheit verbundenes Erkennen ist« (S. 43). Warum aber

² Wie Cordero herausgefunden hat, steht in den Handschriften το, nicht τε. Wiesner weiß es, will jedoch an τε „festhalten“ (S. 251f.).

νοεῖν in der Aletheia meistens mit »erkennen« wiederzugeben und mit γινώσκειν gleichzusetzen wäre, dies haben wir auch nach Wiesners Ausführungen nicht nachvollziehen können. Seine Hauptthese darüber lautet: »Die Verben des Erfassens [νοεῖν und das ihm gleichzustellende γινώσκειν] sind nach dem Modell der sinnlichen Wahrnehmung konzipiert und haben daher den von Heitsch betonten rein rezeptiven Charakter« (S. 29). Dies wird wie üblich mit der Berufung auf K. v. Fritz und auf die Bedeutung des Verbs bei Homer begründet. Damit haben wir uns an anderer Stelle auseinandergesetzt³; hier genügt der Hinweis, daß die Rolle des νοῦς in der Aletheia gerade darin besteht, die Irrtümer der sinnlichen Wahrnehmung, des »widerhallenden Gehörs und der Zunge« (B7,4–5) zu überwinden und allein das Sein des (an- und abwesenden) Seienden zu denken.

An späterer Stelle führt Wiesner als Gemeinsamkeit von νοεῖν und sinnlicher Wahrnehmung an, »daß sie gleichermaßen auf ihr Objekt angewiesen sind. Wer nichts hört, hört nicht: ebenso wird auch geistig nicht erfassen, wer nicht etwas erfaßt« (S. 150). Daraus aber die sinnliche Wahrnehmung zum »Modell« für das νοεῖν stilisieren zu wollen, scheint uns reichlich überzogen. Dies zeigt sich auch in den Schlüssen, die Wiesner hinsichtlich der grammatischen Konstruktion von νοεῖν zieht: »Das Objekt von νοεῖν wird in Parallelität zum Objekt von Wahrnehmung aufgefaßt: man schaut, erfaßt, erkennt etwas, wie man etwas sieht, etwas hört, etwas berührt. Anders gesagt, es geht nicht um Sachverhalte, die mit einem daß-Satz ausgedrückt würden« (S. 45). Es genügt natürlich ein Blick auf B2,2ff. (νοῆσαι ... ὅπως ἔστιν- ... ὡς οὐκ ἔστιν) und auf B8,8–9 (οὐδὲ νοητὸν ἔστιν ὅπως οὐκ ἔστι), um auch dies zu widerlegen. Und wenn schließlich gegen Ende des Buches vom angeblich »rein rezeptiven« νόος behauptet wird, er sei »nicht bloß passiv-rezeptiv« (S. 249), so wird dann die Verwirrung perfekt. Mehr Beachtung verdient dagegen eine Anmerkung Wiesners, welche die Antithese von B6,1^a und B2,7–8 untermauern soll: Das οὐ γὰρ ἀνυστόν in B2,7 bedeutet nicht »denn das ist unausführbar« bzw. »unvollziehbar«, sondern stärker »denn das ist unmöglich«, und es korrespondiert zu χορή von B6,1^a (S. 46–49). Während also in B6,1^a die Notwendigkeit des Erkennens und Mitteilens vom Seienden hervorgehoben wird, erteilt B2,7–8 eine kategorische Absage an die Möglichkeit eines Zugangs zum Nichtseienden: »Du dürftest wohl das Nichtseiende weder erkennen – das ist ja unmöglich – noch aufzeigen.«

Die nächste Antithese sucht Wiesner (S. 74–83) in B6,1^b–2^a: ἔστι γὰρ

³ Vgl. vom Rez., *Die erste „zweite Fahrt“*. *Sein des Seienden und Erscheinen der Welt bei Parmenides*, Wilhelm Fink Verlag, München 1997, S. 67–72.

εἶναι, μηδὲν δ' οὐκ ἔστιν. Mit Recht liest er nur das, was im Text steht, wendet sich gegen andere phantasievolle, aber unmögliche Konstruktionen des Satzes, und er übersetzt: »Sein gibt es, Nichts aber gibt es nicht.« Wo gibt es aber hier die von ihm gesuchte »perfekte Antithese« (S. 82)? Von diesem Begriff macht Wiesner einen bis zur Unkenntlichkeit laxen Gebrauch. So redet er anstelle von »Antithesen« gelegentlich auch von »Parallelführungen« (S. 4 f.), und im Vorwort sieht er sich gezwungen, folgendes anzumerken: Mit dem Terminus soll »das Gegenüber von einander entsprechenden positiven bzw. negativen Aussagen zum Ausdruck kommen, ohne daß es sich aber stets um einen kontradiktorischen Gegensatz handeln muß« (S. V). Mit Ausnahme der ersten, unbehandelt gebliebenen, bezeichnen Wiesners »Antithesen« also keine Kontradiktionen, sondern vielmehr zusammenhängende und einander stützende Aussagenpaare über die zwei Wege der Forschung: die eine Aussage bejaht den Weg des Seins, die andere weist vom Weg des Nichts ab.

Bezieht sich nun B6,1^b–2^a allein auf den Weg des Seins oder auf beide Wege? Diese Alternative, die Wiesners Überlegungen einleitet, scheint uns in sich selbst falsch zu sein – und hier zeigen sich die Folgen jenes Versäumnisses, auch die allererste Ankündigung der zwei Wege zu behandeln. Sonst hätte er einsehen müssen, daß auch dort (B2,3) der Weg des Seins auf Nichtsein Bezug nimmt (ohne daß dafür μη εἶναι Subjekt von ἔστι sein muß, wie Wiesner unterstellt; S. 114f.): wenn die Göttin dort mit dem modalen Ausdruck »es ist unmöglich nicht zu sein« das vorangehende »Ist« verstärkt, will sie damit den unversöhnlichen Gegensatz von Sein und Nichts unterstreichen, ebenso wie daß Sein immer zugleich die Negation von Nichts, Nichts die Negation von Sein mit sich bringt. So erstaunlich es auch klingen mag, das Nichts kommt – als Negiertes – auch auf dem Weg des Seins vor; deswegen lautet die modale Verstärkung nicht bloß »muß sein«, sondern eben »unmöglich nicht zu sein«. Ähnliches gilt auch für den zweiten Weg, der als οὐκ ἔστιν formuliert wird: hier ist es noch klarer, daß Nichts nur als die Negation von Sein und in kontradiktorischer Gegenüberstellung zu diesem zu denken ist. Wenn die Göttin in B2,2 betont, es gebe »allein« zwei Wege zu denken, dann macht sie damit deutlich, daß »muß sein« so viel wie »Nichts gibt es nicht« bedeutet⁴.

Wenn also Sein und Nichts immer *zusammenzudenken* sind, wenn der erste Weg nur aus der Negation des zweiten seine Bestimmung erhält, dann folgt für B6,1^b–2^a, daß der Satz den Weg des Seins bejaht, indem er *zugleich* das Nichts negiert – genau so wie es auch in B2 der Fall war. Wiesner will einen Unterschied konstruieren zwischen »beurteilenden negativen Aussagen« über die Wege und »referierenden Kennzeichnun-

⁴ Vgl. unsere Ausführungen diesbezüglich, a. a. O., S. 78–80.

gen« derselben (S. 112f.); B6,1^b–2^a gehöre zu der ersten Kategorie, B2,3 (ebenso wie B2,5) zur zweiten, und die beiden Aussagen könnten somit »gar nicht verglichen werden« (S. 116). Bringt aber nicht schon das »Referat« der Wege ein Urteil mit sich? Ist es nicht ganz *evident*, daß »Nichts nicht ist«, und daß der Weg des »Ist–nicht« schon mit seiner Ankündigung auszuschneiden hat? Warum sonst hätte Wiesner den Satz »Nichts gibt es nicht« als »Prämisse« am Anfang seiner Beweisreihe stellen können? B6,1^b und B6,2^a sind also nicht als ἀντίφασις (S. 93f.), sondern in ihrer *wesensmäßigen Einheit* zu erfassen, und dann fällt es schwer, die alte Ergänzung von B6,3 mit εἶργω aufrechtzuerhalten, wie Wiesner es versucht: »Sein gibt es, Nichts aber gibt es nicht. Dies heiße ich dich bedenken. Zuerst nämlich *halte* ich dich von diesem Weg der Forschung *ab*...«. Würde die Göttin jemals ihren Adepten von einem Weg »abhalten«, der Sein bejaht und Nichts leugnet? Sie würde ihn eher von einem in B6,2^a *implizit angedeuteten* 2. Weg »abhalten« – doch auch dies scheint uns sehr unwahrscheinlich. Man sollte also die Suche nach einem anderen Verb fortsetzen, im Sinne von Corderos ἄρξει oder Nehamas' ἄρξω (oder etwa ἄξω?).

Im übrigen verteidigt Wiesner mit Recht und gegen etliche neuerdings erhobene Stimmen die alte Einsicht Reinhardts, daß im Aletheia-Teil drei Wege auseinanderzuhalten sind, und daß dies keinesfalls gegen die emphatische Ankündigung der Göttin in B2 verstößt, es gebe »allein« zwei Wege zu denken; der dritte Weg der Sterblichen, denen »das Sein und Nichtsein als dasselbe gilt und nicht als dasselbe« (B6,8–9), sei nicht den anderen Wegen »gleichrangig«, und deswegen (wichtig!) komme ihm »auch nicht das Attribut διζήσιος zu« (S. 111). Mit Recht befreit Wiesner dann auch die Göttin von dem Vorwurf des Widerspruchs zwischen B2,2 und B2,7–8: die erste dieser Stellen ruft dazu auf, den *Weg* des Nichts mitzudenken, und dies ist durchaus vereinbar mit der Aussage, das Nichts selbst – als »*Inhalt*« dieses Weges – sei weder erkennbar noch mitteilbar (S. 109). Anschließend wendet sich der Verf. dem berühmten dritten Fragment zu, um es einer abgewogenen Analyse zu unterziehen, die wohl in philologischer Hinsicht als endgültig gelten mag. Der berühmte Satz τὸ γὰρ αὐτὸ νοεῖν ἐστίν τε καὶ εἶναι läßt beide Wiedergaben zu: »Dasselbe kann erkannt werden und sein«, oder auch »Erkennen und Sein ist dasselbe«. Wiesner gibt der zweiten Variante den Vorzug und betont zugleich, daß die Form der Gleichung hier die »Gleichwertigkeit einander korrespondierender Begriffe« zum Ausdruck bringen soll (S. 148). Dies könnte man so verstehen: ohne Sein kein Denken, ohne Denken kein Sein. Doch Wiesner will es anders: νοεῖν sei »rezeptiven Charakters«, es bezeichne »ein geistiges Gewahrwerden und Erfassen, sowie auch ein erkennendes oder verstehendes Denken, das sich sozusagen [sic] passiv auf ein ihm vorgegebenes Objekt richtet« (S. 150). Wie kann aber ein Sich–richten »pas-

siv« sein? Und kann Sein als »Objekt«, und gar als »Vorgegebenes«, bezeichnet werden?

Die vermeintlich »antithetischen« Sätze B6,1^b und B6,2^a liefern die ersten Prämissen der zwei Argumentationsreihen, die Wiesner rekonstruiert (S. 177). Die erste Reihe stellt den Weg des Seins dar: »Sein gibt es« (1. Prämisse, B6,1^b) – »Erkennen und Sein ist dasselbe« (2. Prämisse, B3) – »Notwendig gibt es Mitteilen und Erkennen von Seiendem« (1. Schlußfolgerung, B6,1^a) – »Der Weg, der ›ist‹ besagt, ist der Weg der Überzeugung« (2. Schlußfolgerung, B2,3–4^a). Die zweite Reihe bezieht sich hingegen auf den Weg des Nichts: »Nichts gibt es nicht« (1. Prämisse, B6,2^a) – »Erkennen und Sein ist dasselbe« (2. Prämisse, B3) – »Unmöglich kann man das Nichtseiende erkennen und mitteilen« (1. Schlußfolgerung, B2,7–8) – »Der Weg, der ›ist nicht‹ besagt, ist ein unerfahrbarer Weg« (2. Schlußfolgerung, B2,5–6). Das dritte Fragment ist hier für beide Gedankenreihen notwendig, und Wiesner schließt sich dem (nicht unwahrscheinlichen) Vorschlag an, es direkt auf B2,8 folgen zu lassen (nicht zuletzt weil es metrisch dazu paßt; S. 166f.). Auch die Umkehrung der Beweisrichtung von B6 über B3 auf B2 scheint einleuchtend, wenn man die etlichen γὰρ des Textes berücksichtigt, die aufgestellte Behauptungen mit den darauffolgenden Begründungen verbinden. Die »strenge Entsprechung« (S. 165) der gedanklichen Schritte der beiden Reihen könnte schließlich ebenso die Wiesnersche Rekonstruktion stützen.

Man bedauert allerdings, daß der Autor Status und Charakter der von ihm rekonstruierten »Argumentation« im dunkeln läßt. Er spricht zwar einmal von »logischer Verbindung von Aussagen« (S. 169) – welcher Logiker würde aber »Syllogismen« in dieser Form gelten lassen? Auf dem ersten Weg etwa folgt aus den beiden Prämissen der Satz »Es gibt Erkennen«, keinesfalls aber die von Wiesner postulierte erste Schlußfolgerung, und ebensowenig aus ihr die zweite. Im übrigen kommt es Parmenides vor allem darauf an, daß *allein* der erste Weg der »Weg der Überzeugung« ist, und dies tritt nur hervor wenn man beide Wege, Sein *und* Nichts, zusammen vor Augen hält – oder vielmehr »denkt«. Weil aber der Autor Sein und Nichts in ihrer sich einander ausschließenden Zusammengehörigkeit nicht zu sehen vermag, zieht er vor, zwei unabhängige Beweisreihen aufzustellen. Sein formalistischer Versuch, Parmenides als gediegenen Logiker vorzustellen, zwingt ihn denn auch zu sonderbaren Konstruktionen. Seinem Schema gemäß sollte die erste Schlußfolgerung des ersten Weges schon im zweiten Fragment ausgesprochen sein; daher glaubt Wiesner, den Satz ἀλήθειᾱ γὰρ ὁπτηδεῖ (B2,4^b) als äquivalent zu B6,1^a betrachten zu können: ἀλήθεια sei »die dem Erkennen und Mitteilen zugängliche Wirklichkeit« (S. 176), und der Weg des Seins sei der Weg der Überzeugung, »denn er geht mit der objektiven Realität zusammen«

(Übersetzung von B2,4; S. 251). Aber auch so bleibt es schwer, dem parathetischen Satz in B2,4^b die Rolle beizumessen, die in der Struktur der »Argumentation« eigentlich von B6,1^a übernommen werden soll – abgesehen davon, daß ἀλήθεια nicht »objektive Realität«, sondern »erfaßte objektive Realität«, nicht bloß »zugängliche«, sondern »erfaßte Wirklichkeit« bedeutet.

Ein Wort noch zu Gorgias. Eine »Reihenfolge Vorhandensein-Erkennbarkeit-Mittelbarkeit« (S. 234), die er in seiner Schrift *Über das Nichtseiende* gebraucht, um Parmenides auf den Kopf zu stellen, kommt auch beim Eleaten vor. Die Analogie ist jedem Interpreten bekannt, und von Gorgias selbst beabsichtigt⁵ (so daß Wiesner offene Türen einrennt, wenn er behauptet, solches sei »bisher nicht bemerkt worden«; S. 167). Dies bedeutet aber nicht, daß Parmenides auf stringent verfahrenende »Beweise« ausgerichtet war, wie es der spätere Sophist tat. Es gibt zwar wohl eine parmenideische »Argumentation«, diese kann aber nicht in syllogistische Schemata eingezwängt werden (sonst wird man überall »fallacies« entdecken – wie viele moderne Interpreten es auch tun). Sie beruht vielmehr auf ein alles begründendes Erfassen des Seins, das – einmal gedacht – seinen einzigen denkbaren Widerpart Nichts vertreibt und sich als einziger Inhalt des νοεῖν durchsetzt. Dies findet schon in B2,3 bzw. B2,5 statt – in jenen Versen also, die Wiesner unberücksichtigt und außerhalb seiner Schemata läßt. Auf diese erste, auf Evidenz und auf der überwältigenden Präsenz der Göttin beruhende Einsicht folgen dann weitere Gedanken, die sie untermauern und erläutern, keinesfalls aber streng und »logisch« begründen sollen. Von der »Logik« konnte ja Parmenides noch keine Ahnung haben – was freilich nicht bedeutet, daß er »unlogisch« gedacht hat. Im übrigen ist anzumerken, daß die Wiesnersche Rekonstruktion des ersten Weges bis zur ersten Schlußfolgerung im Grunde diejenige ist, die Verdenius uns längst (1942) angeboten hat.⁶ Daß dieser die Prämisse B3 vor die Prämisse B6,1^a gestellt hat, tut sicherlich der Gültigkeit des Syllogismus an sich keinen Abbruch – und kann mitnichten den Aufwand rechtfertigen, den Wiesner in dieser Studie auf sich nimmt.

Frischere Luft atmet man gegen Ende des zweiten Kapitels, wenn der Autor die Frage nach dem Verhältnis von Aletheia- und Doxa-Teil stellt und feststellt, daß »beide auf das gleiche Subjekt Bezug nehmen: nämlich diese Welt« (S. 231f.). Diese Behauptung können wir nur begrüßen und unterstreichen, würden aber erwarten, daß sie näher erläutert wird. Statt-

⁵ Die Ausweglosigkeit des Auseinanderspreizens der parmenideischen Argumentation in zwei getrennte Beweisreihen zeigt sich auch darin, daß mit dem gorgianischen »es ist nichts« einmal »Assoziationen« an 6,2^a geweckt werden sollen (S. 167), zugleich aber »das Ausgehen der Gorgias-Beweise von 6,1^b« betont wird (S. 168).

⁶ S. den ersten der drei Syllogismen, die auch Wiesner abdruckt (S. 183).

dessen wird aber wieder Schmitz ins Spiel gebracht: Wiesner will diesmal widerlegen, daß Parmenides sein Gedicht unter den Einfluß eines »Ausnahmeerlebnis[ses] im Sinne der sog. Mach-Erfahrung« verfaßt hat (S. 237ff.)! Man solle vielmehr die alte Ansicht von K. v. Fritz bekräftigen, dergemäß »Schau und Argumentation bei Parmenides nebeneinanderstehen« (S. 249). Vor dieser Debatte hatte sich Wiesner der Bedeutung von »sein« zugewendet und ἔστιν in B2,3 als eine »Wesensaussage« bezeichnet, »im absoluten Gebrauch ohne weitere Prädikation« (S. 224): »Zentrales Anliegen für Parmenides ist es, im Gegensatz zum kontingenten »ist« der Menschen ἔστιν im strikten Sinne als die dem εἶναι entsprechende Wesensaussage herauszustellen« (S. 235).

Was ist aber »Sein«? Wiesner weiß es stets – weil er sich dies nie fragt. Das Verdienst des Buches liegt darin, daß es wieder zum Boden des Textes zurückführt, nach vielen luftigen Deutungen, die in den letzten Jahrzehnten erbracht worden sind. Die Behandlung ist nüchtern, die Indizes hervorragend; Wiesner hat die »Materie« sogar so gründlich bearbeitet, daß er Fehler in den Indizes und Fußnoten anderer Autoren entdeckt und im eigenen Buch korrigierend angeführt hat! Falls sein Vorhaben allein darin bestand, sich und anderen Orientierung über die Konstruktion einzelner Parmenides-Verse zu verschaffen, hat er dieses Vorhaben sehr sorgfältig und mit Erfolg erfüllt. Der Parmenides-Forscher steht also hier vor einem wertvollen Werkzeug für seine Arbeit; ein Leser aber, der Parmenides *verstehen* will, darf auf diese Studie nicht hohe Erwartungen hegen.

Panagiotis Thanassas (München)